

## Vortrag am Hochschultag der ZHAW, 3.9.2009

**Peter Schneider**

### FINANZKRISE UND BILDUNGSBLASE

Meine Damen und Herren

Als hätte es nie eine Finanzkrise gegeben, welche das wichtigstuerische Business-Geschwätz, mit dem die Verabschiedung von der ökonomischen Vernunft ideologisch verbrämt wurde, empirisch ad absurdum geführt hat und wenn schon nicht ein für allemal, so doch wenigstens für eine gewisse Zeit diskreditiert haben sollte, werden dessen hohle Floskeln weiterhin eifrig reproduziert, wenn es um die Bildung geht.

Wüsste man nicht, dass an unseren Universitäten und Hochschulen tatsächlich noch geforscht, gelehrt, gelesen, geschrieben, gelernt, experimentiert und diskutiert wird, so könnte man sich bei der Lektüre der Verlautbarungen unserer Bildungseinrichtungen des Eindrucks nicht erwehren, es handle sich bei diesen Institutionen in Wirklichkeit um potemkinsche Konstrukte Dieter-Behring'schen oder Madoff'schen Zuschnitts. Man fragt sich, wer vor lauter Rankings, Evaluationen, Qualitätssicherung, Sustainability, European Credit Transfer and Accumulation System, Excellence und Excellence-Clustern, Corporate Governance, Fitness for Employability, Life Long Learning, Anträgen für Drittmittelforschung<sup>1</sup> und Elitförderung überhaupt noch dazu kommt, irgendeinen vernünftigen Gedanken zu fassen, der es wert wäre, der Nachwelt erhalten zu bleiben. Die «Autonomie» der Universität bedeutete einmal Schutz der Wissenschaft vor allzu zudringlichen äusseren Verwertungsinteressen. Wenn es heute eine bildungspolitische Aufgabe gibt, dann ist es diejenige, die Institutionen der Bildung vor sich selber zu schützen – vor einer hemmungslosen Selbstverwertung nämlich, die schliesslich zur Selbstzerstörung führt.

Bildung sei die wichtigste Ressource in einem rohstoffarmen Land: Dieser Satz ist zu einem Mantra der Bildungspolitik geworden.<sup>2</sup> Das Fatale an diesem Satz ist nicht, dass er vollkommen unwahr wäre, sondern dass er zu jener Sorte von Sätzen gehört, bei denen – in Abwandlung eines Aphorismus von Karl Kraus – nicht einmal das Gegenteil von ihnen falsch ist. Es handelt sich bei diesem Satz um eine Platitüde, die als alternativlose Wahrheit verkündet wird; reine Performanz, die sich als wohlüberlegtes Urteil tarnt. Man könnte auch sagen: eine Pathosformel. Nichts gegen Pathosformeln generell, wohl aber, wenn das damit beschworene Pathos ausser hohl auch noch dazu angetan ist, das notwendige Nachdenken über eine Sache durch eine längst vorgegebene, aber nicht offen ausgesprochene Antwort nicht nur zu ersetzen, sondern auch unmöglich zu machen. Man sagt ja nicht: Wir haben keine Kohle und kein Kupfer, die wir auf dem Weltmarkt verkaufen können; also ist es klug, in Institutionen zu investieren, die zukunftssträchtige Patente generieren. Oder: Ein Land ohne Bodenschätze wie die Schweiz tut klug daran, auf Wirtschaftsbereiche wie Tourismus, Pharma, Uhren, Dienstleistungen und die Finanzwirtschaft setzen; und in diesen Sektoren sind gutes Benehmen, feinmotorisches Geschick sowie gehobene Biologie- und

---

<sup>1</sup> Siehe dazu auch Zygmunt Bauman: «Wissenschaft und Verantwortung», in: Nelson Killius, Jürgen Kluge u. Linda Reisch: Die Zukunft der Bildung. Frankfurt a.M. 2002, S. 50–57.

<sup>2</sup> «Die besten Köpfe stellen für ein rohstoffarmes Land wie die Schweiz eine unverzichtbare Grösse dar», heisst es z.B. in einem Papier, welches das CVP-Parteipräsidium am 9. Januar 2009 z.H. des Parteitagess vom 14. Februar 2009 verabschiedet hat.

Mathematikkenntnisse bei den Arbeitskräften gefragt. Und man sagt auch nicht mehr: Das Bankgeheimnis ist vielleicht die allerwichtigste Ressource. Hingegen sagt man: Wissen – seine Tradierung und Herstellung – ist eine Art von Rohstoff. Damit haben dieses «Wissen» und die Verfahren zu seiner Produktion und Reproduktion eine Gestalt bekommen, welche sie als Gegenstände der Ökonomie definieren.

Was spricht dagegen? Nichts. Wenn es eine Geschichte des Wissens gibt, eine Soziologie und eine Psychoanalyse des Wissens, ist es nicht das Dümme, sich auch in ökonomischer Perspektive mit Wissenschaft zu beschäftigen. Aber hier geht es leider nicht darum, einen Gegenstand wissenschaftlich so zu präparieren, dass er dafür taugt, neues Wissen zu generieren. Sondern darum, ihn zu einer im Grunde immer schon *betriebswirtschaftlichen* Kategorie<sup>3</sup> zu erklären. Ihn also zu einem Objekt zu machen, das fortan legitim in die Rhetorik betriebswirtschaftlichen Kalküls eingebunden werden kann – ohne dass dies noch jemandem als merkwürdige metaphorische Überdrehtheit erscheint.<sup>4</sup> Anders ausgedrückt: Mit der Bildung-Ressourcen-Rohstoff-Metapher wird eine Hegemonie des Diskurses erzeugt, welche jedes Denken über Bildung und Wissenschaft ausserhalb eines Unternehmens-Management-Diskurses von vornherein in die Ecke des irrelevanten Exotismus stellt. *Das ist ja alles sehr schön*, pflegen die Bildungsmanager angesichts solcher Überlegungen zu sagen, *aber wir müssen doch schliesslich ... oder wollen Sie etwa ... ?*

Nein, wir müssen nicht – und ja, ich will.

Und, damit Sie entspannter zuhören können, sage ich Ihnen auch schon mal kurz, *was* ich mit meinem Sermon will bzw. *was* ich damit nicht will: Es geht mir *nicht* darum, zu zeigen, wie eine verfehlte Bildungspolitik Mitschuld an der Krise trägt, und Vorschläge für eine bessere Bildungspolitik zu machen, welche in der Lage ist, unsere Wirtschaft krisentüchtiger zu machen. Sondern darum, zu zeigen, wie eine überkandidelte Business-Rhetorik und -Ideologie ein vernünftiges Nachdenken über Bildung ersetzt und ein Phänomen hervorgebracht hat, das man ohne viel Übertreibung analog zu den ökonomischen Bubbles als «Bildungsblase» bezeichnen kann. Es scheint mir höchste Zeit zu sein, heisse Luft aus unseren Bildungsinstitutionen abzulassen, statt munter weiter zu blasen, bis die Blase platzt.

Item: Die Verbetriebswirtschaftlichung der Bildung beginnt beim Nachdenken darüber, was wir den Kleinsten und Kleinen an Förderung zukommen lassen sollten und mit welchen flankierenden Massnahmen eine Verbesserung der Bildungssituation zu erreichen ist. In einer im Auftrag der UNESCO erstellten Studie der Universität Fribourg zur «Frühkindlichen Bildung in der Schweiz» (Stamm u.a. 2009, S. 13) werden «Bildungsrenditen durch Investitionen in den Vorschulbereich» hochgerechnet – mit Renditeversprechen, gegen welche die Verheissungen des Anlagesystems Behring als topseriöse Angelegenheit erscheinen: «Eine FBBE-Investition [FBBE = Frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung; Anm. d. Verf.] von einem Franken bewirkt einen volkswirtschaftlichen Nutzen von ungefähr zwei bis vier Franken», heisst es in der bezeichnenderweise als «Management Summary» – «ad usum delfini», soll das wohl bedeuten – betitelten Zusammenfassung der

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu Jan Masschelein und Maarten Simons: Globale Immunität oder Eine kleine Kartographie des europäischen Bildungsraums. Zürich/Berlin 2005.

<sup>4</sup> Notabene geht es mir nicht um eine Verurteilung des Rhetorischen an sich. Rhetorik und Wissen stehen einander durchaus nicht feindlich gegenüber. Sie sind einander auch nicht äusserlich und können insofern auch nicht ohne wechselseitigen Schaden voneinander abgelöst werden. Es ist jedoch fatal, wenn man Rhetoriken totalisiert oder anstandslos von einem Bereich in einen anderen überträgt. Zum Thema Ökonomie und Rhetorik vgl. D.N. McCloskey: «Storytelling in Economics», in: C. Nash (Hg.): Narrative in Culture. London 1990, S. 7ff., und D.N. McCloskey: «The Literary Character of Economics», in: Daedalus, vol. 113, Nr. 3, S. 97ff., sowie D. N. McCloskey: «The Rhetoric of Economics», Journal of Economic Literature, Vol. XXI, 1983, S. 481ff.

Untersuchung.<sup>5</sup> Es geht mir hier gewiss nicht darum, die Vorschläge, die diese Untersuchung für eine Verbesserung der frühkindlichen Bildung macht, zu diskreditieren. Es geht mir vielmehr darum, dem Kosten-Nutzen-Kalkül als einer universalen Betrachtungsweise zu widersprechen. Und zwar nicht aus antiökonomischem Ressentiment – nichts liegt mir ferner –, sondern aus Einsicht in die Unfruchtbarkeit eines jeden Diskurses, der alle andere Diskurse unter Vormundschaft stellen will. Sowenig die ganze Welt wahlweise nur aus Texten, Synapsen oder Genen besteht, so wenig besteht sie nur aus Markt.

«So wie eine Sprache sich Sprecher schafft», schreibt Fritz B. Simon, Professor an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Witten-Herdecke, «die ihre Grammatik befolgen, kreierte Geld als Medium der Kommunikation den nüchtern kalkulierenden *homo oeconomicus*» (und nicht umgekehrt, wie die klassischen Wirtschaftswissenschaften suggerieren). Diese Wirkung der Verhaltenssteuerung durch Geld ist gut an börsennotierten Unternehmen zu studieren, wo die kurzfristigen Partikularinteressen von Managern (Boni) zur Bedrohung der langfristigen Überlebensfähigkeit ihrer Firmen führen können. Eine dem entgegenwirkende und korrigierende Funktion entfalten all die eigensinnigen Typen sozialer Systeme, deren Entscheidungen nicht durch Geld gesteuert werden, wie etwa das Rechtssystem, die Wissenschaft, die Kunst oder idealtypisch die Familie. Solange Gerichtsurteile nicht an den Meistbietenden versteigert werden, wissenschaftliche Wahrheiten unabhängig von den für ihre Erkenntnis aufgewandten Kosten Geltung erlangen können und stillende Mütter ihren Babys keine Rechnung für die Milch schicken, ist die Wirkung von Geld als Kommunikationsmedium nicht totalitär.»<sup>6</sup>

Aber, so muss man hinzufügen, es macht allen Anschein, als würde das Nichttotalitäre des ökonomischen Systems als schwerer Mangel empfunden, den es schleunigst zu beheben gilt, indem man wenigstens schon einmal Kindergärten, Schulen und Universitäten zu Unternehmenseinheiten umfunktioniert, welche sich auf dem Markt gegeneinander zu behaupten haben. Zu welchen Stilblüten unfreiwilliger Komik die Bildung-as-Business-Ideologie führt, möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen, das Sie auf der Homepage der Gewerblich-Industriellen Berufsschule Bern finden können:

«Die Gewerblich-Industrielle Berufsschule Bern (GIBB) richtet ihre Qualitätsarbeit seit mehreren Jahren im Sinne des Total Quality Management am Modell der Europäischen Stiftung für Qualitätsmanagement (EFQM) aus. Als erste Berufsschule der Schweiz und als eine der ersten Schulen überhaupt hat sie am 1. Februar 2008 nun das Qualitätslabel *Committed to Excellence* erreicht. Die Auszeichnung hat sie nach differenzierter Prozessanalyse und nach realisierten Projekten und Massnahmen mit den Mitarbeitenden erhalten. Der Qualitätspreis ESPRIX, der Unternehmen und Organisationen verliehen wird, welche sich seit Längerem mit Excellence beschäftigen, ist das Ziel, sagt Herbert Binggeli, Direktor der GIBB. Er ist zuversichtlich, in einigen Jahren ebenfalls aktiv auf der Bühne des Total Quality Management in der Schweiz mitzuwirken.»<sup>7</sup>

Dergleichen Business-Blast ist heute – von der Schule bis zur Uni – nicht die Ausnahme, vielmehr die Regel. Gewiss, Klappern gehört zum Handwerk. Bedenklich wird es dann, wenn sich das Klappern gegenüber dem Handwerk verselbständigt. Die vermeintliche Schärfung des Blicks durch das, was man für illusionsloses ökonomisches Denken hält, führt in Wirklichkeit zu einer besonderen Form des Realitätsverlusts, bei dem die Bilder, die man von

<sup>5</sup> Stamm, Margrit u.a.: Frühkindliche Bildung in der Schweiz. Eine Grundlagenstudie im Auftrag der Schweizerischen UNESCO-Kommission. Freiburg 2009 ([http://www.fruehkindliche-bildung.ch/fileadmin/documents/forschung/Grundlagenstudie\\_FBBE.pdf](http://www.fruehkindliche-bildung.ch/fileadmin/documents/forschung/Grundlagenstudie_FBBE.pdf))

<sup>6</sup> «Der Untergang findet nicht statt», in: FAZ, 6. August 2009, S. 29.

<sup>7</sup> [http://www.gibb.ch/index.html?page\\_id=749&l=2](http://www.gibb.ch/index.html?page_id=749&l=2)

sich selbst hat und macht, ein bizarres Eigenleben führen – und zwar nicht bloss in Tagträumen, sondern in einer Art Realität zweiter Ordnung. Man glaubt, was man sich wünscht, und wird in diesem Wahnwitz auch noch bestätigt. Von dieser Art des (oftmals ja gewinnträchtigen) Realitätsverlusts sind eben nicht nur Investmentbanker bedroht. In dem derzeitigen «Exzellenz»- und «Elite»-Gerede unserer öffentlichen Bildungsanstalten und dem damit zusammenhängenden Effizienz-, Talent- und Qualitätsmanagement lassen sich ähnliche Tendenzen erkennen: Werbegeschwätz, das sich längst von der Wirklichkeit verabschiedet hat, während es sich als Avantgarde besonderer Realitätstüchtigkeit fühlt.

In der betriebswirtschaftlichen Interpretation der Institution Universität wird der Student zum Kunden. Das klingt gut, denn der Kunde ist bekanntlich König. (Cablecom-Kunden wissen, wovon ich spreche.) Das Konzept vom Studenten als Kunden läuft keineswegs auf eine Erweiterung der akademischen Mitbestimmung hinaus, hingegen schon eher darauf, den studentischen Einfluss einerseits auf das Moment der Nachfrage zu verkürzen – wobei ihm gleichzeitig in einer immer engmaschigeren Bürokratisierung vorgeschrieben wird, was er nachzufragen hat. Andererseits vertreibt der Kundenansatz jedes noch verbliebene Moment forscherscher Neugier aus der Lehre. Denn als Kunde hat der Student ein Recht darauf zu bekommen, was er bestellt hat – und nicht unvorhersehbare Fragen, wo er doch bloss Fakten wollte. Kein Wunder, gilt die Einheit von Lehre und Forschung, welche früher einmal die *Conditio sine qua non* der Universität war, als ein alter Zopf, den es schnellstmöglich abzuschneiden gilt.

Aber nicht nur in der Philosophie, der Literaturwissenschaft oder der Psychoanalyse ist es so, dass es keine einfachen Fakten gibt, welche kompakte lernbare Wissensseinheiten darstellen, die dem Lernenden vom Lehrenden schlicht mitzuteilen sind, auf dass er sie von der Powerpoint-Präsentation in den Notizblock übertrage und schliesslich schwarz auf weiss nach Hause trage. Nur schon die in harmlos lehrender Absicht vorgetragene Re-Formulierung des vermeintlich bekannten und gesicherten Wissens wird oftmals Fragen provozieren, welche eben dieses Wissen wieder in Frage stellen und auf welche der Lehrende selbst die Antwort nicht oder mindestens nicht ohne weiteres zu geben weiss, und zwar nicht aus Gründen der Inkompetenz, nein, gerade *wegen* seiner Qualifikation als Philosoph oder Psychoanalytiker. Und es gilt sowohl innerhalb der Geisteswissenschaften und «Humanities» als auch mindestens für Teile der Biologie, der Mathematik oder der theoretischen Physik, dass Gegenstände im Laufe der wissenschaftlichen Auseinandersetzung nicht nur immer deutlicher, sondern zuweilen auch undeutlicher werden und alte Antworten sich in neue Fragen verwandeln.<sup>8</sup> Aber Selbstzweifel sind der auf Self-Marketing gestylten Universität so dysfunktional wie ein Pickel in der Kosmetikwerbung.

Zum Marketing gehört businessmässiges Wortgeklingel. Wer sich in geiler politischer Inkorrektheit über den Abwart lustig macht, der bekanntlich mittlerweile zum «Facility Manager» avanciert ist, darf bei seinem Spott aber auch nicht den an einer Schweizer

---

<sup>8</sup> Vgl. zur Problematik der Modulierung der Wissenschaft Rainer Kokemohrs Aufsatz «Internationalisierung der Universität, Standardisierung des Wissens und die Idee der Bildung», in: Andrea Liesner u. Olaf Sanders (Hg.): *Bildung der Universität. Beiträge zum Reformdiskurs*. Bielefeld 2005: «Man kann Wissen so formulieren, dass es tendenziell auf einen konventionell bereitliegenden Deutungskontext bezogen wird und keine weiteren Fragen auslöst. Man kann Wissen aber auch so formulieren, dass widersprüchliche Kontexte sichtbar werden, zwischen denen es zu einem Streit kommen kann, der in manchen Fällen als Streit um die richtige Interpretation ausgetragen werden mag, in anderen Fällen aber keine vorgängige Lösung kennt und deshalb zu kreativen Interpretationen herausfordern kann. ... Solange Module ... der Vorstellung unterworfen bleiben, semantisch anschlussfähig und zielbestimmt definiert zu werden, werden sie mit der ... Tendenz einhergehen, Wissensaussagen so zu formulieren, dass konkurrierende Lesarten zurückgedrängt und abgedunkelt werden. Sie werden zu Wissensaussagen tendieren, die, als von Fachwissenschaften *per definitionem* oder durch sprachliche Konventionen positiviert, in einfachen Deutungsdiskursen gebunden werden. So gehandelte Module begünstigen die memorierende Reproduktion bereitliegender Wissensdiskurse, aber sie be- oder verhindern die Produktion neuer Wissensauslegungen. Die Top-down-Modularisierung widerspricht der Universität als einem Ort forschenden Studierens, denkerischen Risikos und kritischen Hervorbringens neuer Denk-, Orientierungs- und Handlungsmöglichkeiten» (S. 113f.).

Universität für gutes Geld zum «Master of Advanced Studies in Applied Spirituality» weitergebildeten Theologen auslassen. Doch irgendwann ist man über den präntiösen New Speak, der am liebsten noch aus der Mensa ein «Kompetenzzentrum für Angewandte Ernährungswissenschaft» machen möchte, nur noch angeekelt. Adornos Satz «Es soll streng wissenschaftlich zugehen; je grösser der Humbug, desto sorgfältiger die Versuchsanordnung», der sich über den Okkultismus lustig macht, lässt sich oft genug auf die Wissenschaft selber anwenden. Es soll aber eben nicht mehr nur streng wissenschaftlich zugehen in der Wissenschaft – sondern auch noch exzellent.

Mit entlarvender Offenheit startete vor fünf Jahren Schröders Bildungsministerin Edelgard Bulmahn die sogenannte Exzellenz-Initiative unter dem Motto «Brain Up! Deutschland sucht seine Spitzen-Universitäten». Bei den diversen Castings der akademischen Superstars machen im Übrigen auch Schweizer Unis eine prima Figur, wie das Gütersloher Zentrum für Hochschulentwicklung – grammatikalisch nicht ganz einwandfrei – bestätigt:

«Züricher Universitäten haben im Excellence-Ranking einen herausragenden Rang eingenommen. Die Eidgenössisch Technische Hochschule Zürich steht auf Augenhöhe mit der Universität Cambridge, da sie sich in allen vier untersuchten Fächern durch jeweils drei Goldmedaillen in der Excellence-Gruppe platzierte. Bemerkenswert für die ETH sind des Weiteren der konstant hohe Anteil an internationalem Lehrpersonal und internationalen Doktoranden, sowie das besonders positive Studierendenurteil für die Fächer Chemie und Physik. Die Universität Zürich konnte einen Excellence-Rang für das Fach Biologie erzielen, wo sie durch Goldmedaillen für Publikationen und Zitationen punktete als auch [sic] durch eine Silbermedaille für meistzitierte Forscher. Zusätzlich erreichte die Universität Zürich in den Fächern Mathematik und Physik Top-Gruppen-Platzierungen, wobei sie mit jeweils einer Goldmedaille für Zitationen glänzte.»<sup>9</sup>

Ich will die wissenschaftlichen Leistungen, die in derartigen Rankings abgebildet werden sollen, weder in Zweifel noch ins Lächerliche ziehen, wohl aber die läppischen Veranstaltungen solcher Best-of-Listen selber. Statt Reputation herzustellen und zu begründen, dürften derartige Ranglisten auf Dauer das genaue Gegenteil von dem bewirken, was sie bezwecken sollen. Bereinigt von jedwedem begründeten und nachvollziehbaren inhaltlichen Qualitätsurteil, protzen sie mit purer Quantität wie das Guinness-Buch der Rekorde: die längste Wurst, die grösste Pizza, der dickste Mann der Welt ... Die unbeabsichtigte Ironie an all diesen Ranglisten liegt darin, dass sie, wie der Wiener Philosoph Konrad Paul Liessmann<sup>10</sup> auf die PISA-Studien gemünzt mit gerechter Häme bemerkt, genau dem widersprechen, was sie eigentlich so vollmundig unterstellen – die ungeheure Kraft der unsichtbaren Hand eines unerbittlichen Marktes: «Funktionierte der freie Markt in der Brutalität, die von vielen beschworen wird, wären Rankings überflüssig, da der Markt ohnehin als jene Instanz fungierte, die über Erfolg und Misserfolg, Durchsetzungskraft und Schwäche entscheidet. Nach dieser Logik würden schlechte Schulen, mittelmässige Manager, drittklassige Universitäten, todbringende Chirurgen und hässliche Models ohnehin irgendwann einfach verschwinden. ... Nicht darauf zu warten, wie der Markt entscheidet, sondern diese Entscheidung antizipieren, ja ersetzen zu können, suggeriert die Rangliste ebenso, wie sie den Markt dort nur simuliert, wo dieser gar nicht existiert.»

Die inflationäre Aufblähung des akademischen Weiterbildungssektors mit einem «Master of Advanced Studies» für jeden Haberkäse, die qualitätssichernde Zertifizierung jedweden

---

<sup>9</sup> [http://www.fc.ethz.ch/facts/ir/rankings/che\\_excellence\\_ranking/CHE-Excellence\\_Ranking\\_2007.pdf](http://www.fc.ethz.ch/facts/ir/rankings/che_excellence_ranking/CHE-Excellence_Ranking_2007.pdf)

<sup>10</sup> Theorie der Unbildung. Wien 2006, S. 79f.

Stusses gehen einher mit dünkelfhaftem Elitewahn. Das bildungspolitische Marketing erinnert somit immer mehr an das von Luxusmarken. Das simple von Chinesen in Fronarbeit zusammengenähte Handtäschchen bekommt den strahlenden Glanz edelster Exklusivität, wenn man nur den Preis absurd hoch genug veranschlagt und dessen Käufer vor dem Erwerb erst mal für ein halbes Jahr auf eine Warteliste gesetzt hat. Das exklusive Markenimage wiederum ruft Fälscher auf den Plan, welche das gleiche Ding – diesmal allerdings nicht in China, sondern im Süden Portugals zusammengeschnürt – für einen Bruchteil des Preises unter die Leute bringen. Worauf die Luxushersteller immer raffiniertere und noch unverwechselbarere Erkennungsmerkmale an ihrer Ware anbringen müssen, weil sonst Ramsch und Original im schlimmsten Fall nicht mehr unterscheidbar wären. Dieser merkantilen Rüstungsspirale entspricht, cum grano salis, dieselbe Dynamik, welche auch im Bildungssektor das Zertifizieren, Evaluieren und Qualitätssichern zu einem boomenden Geschäft macht.

Zum Amalgam aus aufgeblähter Akademisierung und auf künstliche Verknappung setzendem Elitismus im gegenwärtigen Bildungsmarketing passt auch die noch aus älteren Zeiten übernommene Strategie, den Zugang zum Gymnasium vom Bestehen einer Aufnahmeprüfung abhängig zu machen, welche kaum je ein Schüler bestanden hat, der nicht zuvor im Lernstudio oder mittels privater Nachhilfe für die Lösung von Aufgaben getrimmt wurde, welche nie zuvor Gegenstand des Volksschulunterrichts waren. Dass dies anders werden muss, scheint nicht zu den guten Vorsätzen der Bildungspolitiker zu gehören, welche doch sonst mit Verve zu allen möglichen Präventionszwecken aus jedem halbgegrenzten Mist eine eigene Unterrichtseinheit basteln wollen.

Es bedarf keiner besonderen Hermeneutik des schlimmstmöglichen Verdachts, um darauf zu kommen, dass die soziale Selektion kein unerwünschter Nebeneffekt der Gymnasialprüfung, sondern deren volle Absicht ist. In Zürich gibt es begüterte Stadtkreise, in denen die Gymi-Quote diejenigen der proletarischen Quartiere um ein paar hundert Prozent übertrifft, ohne dass dies in der Öffentlichkeit als sozial- und bildungspolitischer Skandal empfunden würde. Das war anders, als Ralf Dahrendorf 1965 unter dem Titel «Bildung ist Bürgerrecht» sein «Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik»<sup>11</sup> veröffentlichte. Im Zentrum seiner Argumentation steht das Problem einer eklatanten Unterrepräsentierung von Kindern aus der Arbeiterschicht, der ländlichen und katholischen Bevölkerung und allgemein Mädchen. Während seit den siebziger Jahren der Frauenanteil an den Universitäten erheblich stieg, blieben solche Zuwachsqoten beim Nachwuchs aus dem Arbeitermilieu aus. Das ist das eine.

Das andere ist, dass diese Tatsache niemanden weiter zu bekümmern scheint. Ich weiss, dass Google-Recherchen wenig beweisen – doch nur der Illustration halber: Geben Sie als Suchbegriff «Frauenanteil an Schweizer Universitäten» ein, und Sie werden eine Reihe von sachdienlichen Links bekommen, als Erstes eine Statistik des EDI mit dem Verweis auf das Bundesprogramm «Chancengleichheit an Universitäten». Geben Sie «Arbeiterkinder an Schweizer Universitäten» ein, und der erste Hinweis betrifft einen Vortrag von Ralf Dahrendorf aus dem Jahr 1965 mit dem Titel «Arbeiterkinder an deutschen Universitäten». Immerhin noch unter den ersten zehn findet sich der Verweis auf Elmar Langes «Soziologie des Erziehungswesens» aus dem Jahre 2005<sup>12</sup>. Hier nimmt der Verfasser zwar noch das A-Wort «Arbeiterkinder» in den Mund, aber beim untersuchten Erziehungswesen handelt es sich nicht um dasjenige der Schweiz, sondern um das Erziehungswesen Deutschlands. Die angeführten Zahlen sind trotzdem beeindruckend:

---

<sup>11</sup> Durchgesehene Auflage, Hamburg 1966. Vgl. zur heutigen Situation Jutta Allmendinger: «Bildung, soziale Herkunft im Wissenschaftssystem», in: Andreas Schlüter u. Peter Strohschneider (Hg.): Bildung? Bildung! Berlin 2009, S. 143ff.

<sup>12</sup> 2. überarbeitete Auflage, Wiesbaden.

«Was ... die Zusammensetzung der Studienanfänger nach Geschlecht angeht, so konnte von 1960 bis 2000 der Anteil der Frauen an allen Hochschulen von 27% auf 48,4% gesteigert werden. Nimmt man nur die Universitäten, dann stieg ihr Anteil in diesem Zeitraum auf 53% an ... Der Anteil der Arbeiterkinder an Universitäten [stieg] von 6,5% im Jahr 1966 bis auf 14,9% im Jahr 1975 an, um danach erneut bis auf 11% im Jahr 2000 abzusinken. Dabei bleibt zu bedenken, dass der Arbeiterkinderanteil in der Gesellschaft um 1975 noch bei über 40% lag und heute noch bei knapp über 30% liegt.»

Es geht mir gewiss nicht darum, Frauen gegen Arbeiterkinder auszuspielen, wohl aber darum, zu zeigen, in welchem Masse die «soziale Frage» in der Bildungspolitik in den letzten Jahrzehnten zu einem Anathema geworden ist. (Ausser natürlich, wenn es um die Abschaffung der Kuschelpädagogik im Umgang mit den Gofen mit Migrationshintergrund geht.) Wer heute sagt, grundsätzliches Ziel der Bildungspolitik müsse es sein, möglichst vielen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine möglichst gute Bildung zu ermöglichen, kann sich auf Blicke gefasst machen, als hätte er in der Öffentlichkeit laut vernehmlich gefurzt. Und dazu gleich noch eine Louis-Vuitton-Tasche für alle gefordert.

Und mit dieser Forderung möchte ich dann auch vorsichtshalber schliessen.